

Jeremias Gotthelf, der Dichterprediger und seine Zeit

Autor(en): **Buess, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 5

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-877536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jeremias Gotthelf, der Dichterprediger und seine Zeit.

Jeremias Gotthelf, dessen Geburtstag sich am 4. Oktober 1947 zum 150. Mal jährt, lebt die Geschichte seiner Zeit aufs unmittelbarste mit. Die Zeitprobleme sind seine persönlichen Lebensprobleme und umgekehrt. Sein jugendlicher Geist-enthusiasmus ist eine Flamme im großen Feuer des Idealismus, das in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zum letztenmal auflodert; indem es verglimmt, wird es auch um Gotthelfs Vernunft- und Geistoptimismus trübe. Mitschwingend im gesunden Fortgang einer zeitgeschichtlichen Entwicklung, ist er seines eigenen Lebensgrundes und Lebenssinns gewiß; sowie ihn diese Entwicklung beiseite schiebt, weicht ihm der Boden unter seinen Füßen, und er muß sich einen neuen, festeren ertasten. Nicht weniger deutlich muß nun aber die andere Seite hervorgehoben werden: Gotthelfs leidende und tätige, geduldige und trotzige Selbständigkeit seiner Zeit gegenüber. Derselbe Gotthelf, der sich in großartiger Weise «objektiv» verhält, die zeitgenössische Entwicklung in seinem persönlichen Erleben und Urteilen getreulich aufnehmend und widerspiegelnd, dieser selbe Gotthelf ist auch in einer großartigen Weise «subjektiv». Er projiziert seine persönlichen Erfahrungen und Entscheidungen unbekümmert in die Weltgeschichte hinaus. Seine Urteile sind oft höchst willkürlich, gewalttätig. Das Bild, das er von seiner Zeit entrollt, belehrt uns mehr über ihn selber als über diese seine Zeit. Selbstherrlich setzt er seinen persönlichen Kampf als Grunddatum auch der weltgeschichtlichen Kämpfe, zwingt er die historischen Geschehnisse in das System, nach dem er sein persönliches Handeln ordnet, zitiert er die Großen seiner Zeit, Könige, Minister, Dichter, Pädagogen, vor den Richterstuhl seines sehr gradlinig und einseitig urteilenden Gerechtigkeits- und Echtheitsempfindens. Indem er sich in homerischer Objektivität an die Welt verliert, zieht er eben diese Welt in den verborgenen Raum hinein, in dem die Entscheidungen fallen, vor die sich er und so zunächst nur er gestellt sieht.

Wie alle große Dichtung, so ist auch diejenige Gotthelfs aus dem Willen geboren, die Spannung zwischen Subjektivität und Objektivität zu überwinden. Im Ganzen sich selber, in sich selber das Ganze zu schauen, eine Welt mit seinem persönlichen Lebensatem zu durchseelen und zugleich seine Seele mit einer Welt zu erfüllen, das ist der Sinn und das Geheimnis dichterischen Schaffens. Einem Gotthelf gelingt es nicht, rein auf dichterischem Wege die Spannung zu überwinden. Er nimmt Zeit und Umwelt ernster, als es ihm als Dichter gestattet wäre; er läßt sich, zum Schaden seiner Dichtung, in steigendem Maße gefangennehmen von den politischen, sozialen, pädagogischen und religiösen Kämpfen, die im zweiten Drittel des letzten Jahrhunderts ausgefochten wurden. Gleichzeitig drängen sich ihm auch jene persönlichen Entscheidungen viel zu gebieterisch auf, als daß er die Spannung, die sie erzeugen, dichterisch lösen, ins Poetische entrücken und transfigurieren könnte. Die Instanz, von der Gotthelf die eine gültige «Versöhnung» erwartet, ist in anderer Richtung zu suchen.

Es lassen sich in Gotthelfs Einstellung zu seiner Zeit drei Perioden unterscheiden. Sie heben sich darin voneinander ab, daß jeweils einer der Gotthelfs ganze Geisteshaltung bestimmenden Faktoren machtvoll hervortritt.¹

1.

Eine erste Periode umfaßt die vorliterarische Zeit von Gotthelfs Wirken und die Anfangsjahre seiner Schriftsteller-tätigkeit, in denen der «*Bauernspiegel*» (1836), die «*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*» (1837), die «*Wassernot*» (1838), die «*Armennot*» und «*Dursli der Brannteweinsäufer*» (1839) entstanden sind. Hier sehen wir Gotthelf mit fortgerissen von der Bewegung, welche die mit von ältern Tendenzen

¹ Gotthelfs Werke sind im folgenden nach der bei Rentsch, Erlenbach-Zürich, erscheinenden, von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch besorgten kritischen Gesamtausgabe zitiert. — Für die stofflich-kritische Begründung der in diesem Aufsatz angedeuteten Gotthelf-Interpretation muß ich auf mein demnächst erscheinendes Buch verweisen: «*Jeremias Gotthelf, Ordnung Gottes in Natur und Gnade, eine Einführung in das Gottes- und Menschenverständnis des Dichters*» (Basler theologische Doktordissertation). Dort finden sich auch die Belegstellen, die in diesem engen Rahmen notwendig sporadisch bleiben müssen, annähernd vollständig.

genährten *Ideen der Aufklärung und des Idealismus* zum letztenmal und endgültig für die *politische, soziale und pädagogische Tat* fruchtbar zu machen sucht.

Als Vikar an der Heiliggeistkirche in Bern verfolgt er mit leidenschaftlicher Anteilnahme die *politischen Vorgänge von 1830 und 1831*. «Diese Revolution hat ... die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen; darum wird sie beschlossen bleiben. Sie ist ein neuer, schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer ...»² Als Pfarrer in Lützelflüh bestürmt Gotthelf seine mißtrauisch beiseite stehenden geistlichen Amtsbrüder, den Kairos doch zu erkennen, sich hinter die demokratische Bewegung zu stellen, die ja ganz und gar von der christlichen Idee der Bruderschaft geleitet sei. Die politische Erneuerung ist eine Frucht der jahrhundertelangen Aufklärungs- und Erziehungsarbeit der Kirche. Warum verleugnet die Kirche dies ihr natürliches Kind? Warum stellt sie sich nicht an die Spitze der Bewegung? Das Christentum ist doch nicht ein «Versumpfungselement», sondern der «Strom Gottes, der die Zeiten durchfließt zur Läuterung und Befruchtung derselben». Zwar liegt die Initiative, anders als in der Reformationszeit, diesmal beim Staat und nicht bei der Kirche. Aber ist die Bewegung deswegen weniger christlich? Ist das Christentum denn nur eine Form der Gottesverehrung? Ist es nicht vielmehr «die geistigste Verfassung, die uns Gott für dieses Leben gegeben hat, nicht sowohl in bezug auf die Kirche als auch auf den Staat, nicht allein in bezug auf das häusliche, sondern auch auf das öffentliche ... Leben»?³ Und, so dürfen wir im Sinne Gotthelfs weiterfragen, hat diese Verfassung nicht den Sinn, mit dem Volksleben immer inniger eins zu werden, als ein besonderes, heterogenes, einen bestimmten Bereich sich ausgrenzendes Element immer völliger zu verschwinden?

Energisch zieht Gotthelf die *sozialen Konsequenzen*, die

² Brief an Joseph Burkhalter vom 18. Oktober 1830.

³ Vgl. den unter dem Titel: «Christliche Ansicht der politischen Weltveränderungen» bekannten Aufsatz, den Gotthelf im Pfarrverein des Amtes Trachselwald am 24. Juli 1833 vorlas (zum 1. Mal veröffentlicht im Anhang zu Paul Mädgers Diss. über Gotthelfs historische Novellistik und ihre Quellen, Bern 1932).

sich aus dem demokratischen Bruderschaftsgedanken ergeben. Seine ersten Romane dienen der sozialen Aufklärung. Das herrschende Verdingkindersystem ist ein das Volksleben vergiftendes Geschwür («Bauernspiegel»). Die Schulmeister sollen so besoldet werden, daß sie innerlich und äußerlich frei sind für ihre göttliche Aufgabe («Leiden und Freuden...»). An der Geschichte der Armenerziehungsanstalt in Trachselwald, der er seine ganze Liebe und Organisationsfähigkeit gewidmet hat, weist Gotthelf nach, daß es möglich ist, den Sumpf der Armut zu entgiften («Armennot»). Indem das Wirtschaftsgesetz von 1833 die Eröffnung neuer Schankstätten erleichtert, untergräbt es das Wohl der untern Klassen («Dursli»).

Ob er sich aber politisch oder sozial betätigt, immer geht es Gotthelf um das eine: um die *Erziehung eines neuen Menschen*. ⁴ *Pestalozzi* ist der «Hochbegabte»⁵, zu dem er aufschaut. Er nennt ihn den «Heilandsjünger»⁶, der das Werk Christi in unserer Zeit weiterführe⁷, den «Heiligen», dem wir unsere Unternehmungen weihen sollen.⁸ Wenn sich Gotthelf mit dem ihm eigenen Ungestüm auf die technische und geistige Hebung der Volksschule wirft, geschieht es wie bei Pestalozzi im Rahmen einer umfassenden Erziehungsbemühung, in der der Familie die erste Stelle zukommt. Pestalozzis Wohnstube ist auch für Gotthelf das Heiligtum des Volkes, die Werkstätte, aus der der neue Mensch hervorgeht, eine «Zelle im Reiche Gottes».⁹ Beide sind in gleicher Weise der Ueberzeugung, daß eine methodisch arbeitende Erziehungskunst der nach göttlich-natürlichen Gesetzen sich vollziehenden Entwicklung nur dienend zur Seite stehen und den Weg bereiten dürfe. Das Bild vom Baum, der, aus gutem Boden, in gesunder, lichter Atmosphäre aufwachsend, gute Früchte bringen muß, zieht sich bei beiden leitmotivartig durch viele Schriften hindurch. Es gilt das junge Menschenleben in die ihm gemäße Hausgemeinschaft einzupflanzen, mit der ihm notwendigen Licht- und Liebesfülle zu umgeben; so muß es sein gottbestimmtes Ziel erreichen. Im-

⁴ Wir begegnen der Formel «andere Menschen *schaffen*» XV 172, vgl. 205. ⁵ XV 163.

⁶ Vgl. sein «Wort zur Pestalozzifeier» 1846, neu abgedruckt bei W. Hopf, Jer. Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, Bern 1927. ⁷ XV 169 f. ⁸ XV 245. ⁹ XV 166 f., 174. VII 359.

merhin, während sich Pestalozzi die Gemeinschaft von «Erzieher» und «Zögling» gerne als ein Zusammensein im «mütterlichen» Element der Liebe und des Vertrauens denkt, versteht sie Gotthelf immer auch als ein «männlich» klares Gegenüber, das ohne Autorität und Zucht auf der einen, ohne Furcht auf der andern Seite nicht bestehen kann.¹⁰

Pestalozzi hat die Geschichtsfremdheit der Aufklärung nie wirklich zu überwinden vermocht. Gotthelf indessen ist durch Herder hindurchgegangen, dessen «Ideen», ein Lieblingsbuch schon des Studenten¹¹, die Natur teleologisch auf die Geschichte und diese wiederum mit dem ganzen Reichtum ihrer politischen und kulturellen Gestaltungen auf das «Reich Gottes» hinordnen. Dieselbe Entwicklungsidee, deren pädagogisch-praktische Auswirkungen ihm Pestalozzi zeigt, sieht Gotthelf bei Herder theologisch-universalgeschichtlich entfaltet. Es ist Herdersche Geschichtsschau, was er uns im «Schulmeister» lehrt. «Ich glaube», so lautet hier sein Bekenntnis, «daß der einzelne zu einem höhern Leben sich hier heranbilden soll. Ich glaube aber nicht nur das, sondern daß durch diese Erziehung des einzelnen die Geschlechter auf höhere Stufen steigen, daß die Zustände sich veredeln, daß es auf der Welt nach Gottes Plan besser werden soll und muß, daß, wenn eine weise Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in gute und böse abteilen, doch nur eines schaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dies Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt wie Joggi vom Baum, sondern die Welt bildet sich ihm langsam entgegen.»¹²

Das «Erwärmen und Erleuchten» verwahrlosender Menschen, das ist der Sinn des «neuen Zeitgeistes, dem Pestalozzi mit Namen gerufen».¹³ Wie konnte es nur geschehen, daß Gotthelf den Zeitgeist, in dem er jetzt Gottes Walten spürt, später so eindeutig als teuflischen Trug erfährt?¹⁴ Nun, es fehlt auch schon jetzt nicht an Spannungen und Divergenzen. Gotthelf

¹⁰ II 181 f., III 9 f. Vgl. den Aufsatz «Furcht» im Volkskalender auf das Jahr 1843 XXIII 335 ff.

¹¹ C. Manuel, *Jer. Gotthelf, Sein Leben und seine Schriften*, Berlin 1861, neu aufgelegt Erlenbach-Zürich 1922, S. 19 f.

¹² III 299 f. ¹³ XV 166. ¹⁴ II 295 ff.

hat doch auch schon in den dreißiger Jahren schwere *Vorbehalte* zu machen. Im «Schulmeister» offenbart er ein intimes Wissen um die Fragwürdigkeit des Idealismus. In der «Armennot» hebt sich der Fortschrittsoptimismus seltsam schroff ab von einem in den düstersten Farben gehaltenen Zeitbild.¹⁵ Vermag die Pestalozzische Idee den drohenden Zerfall des geistigen Lebens noch aufzuhalten? Und im gleichen Maße, wie Gotthelfs Vertrauen in die ideellen Kräfte des Menschen abnimmt, wachsen die Ansprüche, die er an den Menschen zu stellen hat. Das «Reich Gottes» ist immer weniger ferne Idee, immer mehr unausweichliche Forderung. Da und dort hat ja der Name Gottes einen neuen Klang bekommen. Gott ist der große Welterzieher, gewiß, die Vorsehung, welche die geschichtliche Umwelt, die erzieherischen Bemühungen und die zu entwickelnden Kräfte so aufeinander abstimmt, daß sich organisch-wachstümlich die gottgewollte Humanität verwirklicht. Aber nun werden da und dort Stimmen laut, welche sich in dieser Umgebung rätselhaft fremd und eigenwillig ausnehmen. Gott wird da und dort als der angerufen, der die «Erziehung» der Menschheit nicht auf Grund der im Menschen schlummernden Geisteskräfte, nicht in Krönung und Vollendung der menschlichen Bemühungen vollbringt, sondern, diesen Kräften und Bemühungen unendlich vorauslaufend, kraft seines in Christus offenbarten Liebeswillens ganz allein. Die biblischen Formeln treten gelegentlich aus der Dämmerosphäre eines volkserzieherisch bedingten uneigentlich-metaphorischen Gebrauchs heraus und werfen erste Strahlen des ihnen eigentümlichen harten und reinen Lichts.¹⁶ «Seit Christus den Himmel geöffnet» — so kann die Erziehung nun auch begründet werden —, «hält es die Menschheit in die Länge da unten nicht aus.»¹⁷

Freilich: wenn die Linie, die sich hier ankündigt, nicht an Kraft und Eindeutigkeit gewinnt, so werden wir sie trotz allem kaum sehr viel anders bewerten können denn als zufälliges, schlecht motiviertes Abgleiten auf eine überlebte Glaubensrichtung.

¹⁵ XV 171 f.

¹⁶ Vgl. u. a. in der Bekehrungsgeschichte Durslis XVI 164 ff.

¹⁷ XV 172.

2.

Für die zweite Periode sind die großen Bauernromane charakteristisch: «*Uli der Knecht*» (1840), «*Anne Bäbi Jowäger*» (1842/43) und «*Geld und Geist*» (1843). Die dichterische Versöhnung scheint hier gelungen, freilich um den Preis eines Rückzugs aus der Weltweite, einer mißmutigen Abkehr von den heillos sich verwirrenden Zeitproblemen. Auch die erste Periode weiß um Versöhnung. Aber es ist dort der durch die erzieherische Tat zu schaffende, für die Zukunft erhoffte Friede, unter dem alles steht. In den klassischen Bauernepen scheint er *reine Gegenwart*. Hier sehen wir Gotthelf *als Dichter ganz zu sich selber gekommen*, schauend und gestaltend völlig *eins* mit der ihm zugeordneten Wirklichkeit, in ihr, als im Element reiner Schöpferfreude, sich tummelnd und auslebend. Um die altadeligen Bauernsitze als Mittelpunkt spannt er eine Welt vor uns aus, in der die Schatten nur die Folie bilden eines um so helleren Lichts, in der die Not nur da zu sein scheint, um die Ueberwindungskräfte eines christlichen Gemüts hervorzulocken, in der auch der Tod nur das Leben «umrandet» mit unendlichen Horizonten. Die welterobernde Dynamik ist weithin geist- und lebensprühendes Spiel geworden, schöpfend aus überreichen Quellen treibt sie einen bunten Strom von Bildern und Gestalten an uns vorüber.

«Im Bernbiet liegt mancher schöne Hof, mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar, in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt.»¹⁸ So der Grundton, den Gotthelf zu Beginn von «*Geld und Geist*» anschlägt. «*Uli der Knecht*» ruht auf derselben umfassenden Bejahung. *Eine politische Frage existiert hier nicht*. «... von politischem Leben wußte man in Hansli Jowägers Hause sowenig als von Prag, das nicht bloß ein böhmisches Dorf ist, sondern die Hauptstadt selbst.»¹⁹ Wo die zeitgeschichtlichen Spannungen drohend am Rande auftauchen, schlägt sie Gotthelf sehr oft mit zornigen Worten nieder. In der feierlichen Betttagsschilderung im Ausgang von «*Geld und Geist*» lehnt er es ausdrücklich ab, sich mit denen zu befassen, «welche theoretisch Christus und die Sünde abschaffen wol-

¹⁸ VII 7.¹⁹ V 188.

len», denen darum der Betttag «weder kalt noch warm» macht; in der von Gott gesegneten, auf Gott hin geordneten Wirklichkeit, die hier sein ganzes Gesichtsfeld füllt, ist es anders: «Ruhig geht schon der Vorabend ein, und eine wunderbare Stille liegt am Tage selbst überm ganzen Land . . . Es wird an rechten Orten wenig Bauern geben, welche an diesem Tage ein Roß aus dem Stalle nehmen würden. Man sieht nichts als Predigtleute.»²⁰ *Die soziale Frage ist gelöst.* Die Anziehungskraft christlicher Häuslichkeit ist größer als die des Mammons («Geld und Geist»). Dem Knecht wird der Meister zum sorgenden Vater («Uli»), dem Verdingkind das Bauernhaus zur «warmen» Heimat («Anne Bäbi»). «Ein großes Bauernhaus, welches seit hundert und mehr Jahren im Besitz der gleichen Familie war, und absonderlich, wenn gute Bäuerinnen darin wohnen, ist in einer Gegend fast was das Herz im Leibe; drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder, ist, was auf hoher Weide eine vielhundertjährige Schirmtanne den Kühen, unter welche sie sich flüchten, wenn es draußen nicht gut ist . . . ist der große, unerschöpfliche Krug, welcher nicht bloß einer Witwe und ihrem Söhnlein das nötige Oel spendet, sondern Hunderten und abermal Hunderten Trost und Rat, Speise und Trank, Herberge und manch warmes Kleid jahraus jahrein.»²¹

Die Zeit, in der sich der Dichter hier bewegt, scheint eine zeitlose Zeit zu sein, eine Zeit, der das Flüchtige, Jähe, Trügerische der uns bekannten Zeit ferne bleibt. Das Leben geht seinen gleichmäßig stillen Gang. Um Geburt und Tod, um Heirat, Arbeit und Kindererziehung und immer wieder um dieselben Ereignisse zieht die Handlung ihre rein sich schließenden Kreise. Kaum ein einzelner Wellenschlag des beunruhigend Neuen, das «draußen» geschieht, vermag die ihr innewohnende zeitlose Notwendigkeit in Frage zu stellen. Das Neue, das hier aufsteigt, ist ein Uraltes, und wenn es versinkt,

²⁰ VII 350, 352 f. Im gewaltigen Romanfragment «Der Herr Esau» (entstanden 1844, zum erstenmal veröffentlicht 1922 in zwei Ergänzungsbänden zur kritischen Gesamtausgabe) holt Gotthelf zu einem umfassenden Zeitgemälde aus, in dem neben der Bauersame auch das radikale Neuerrentum und der Stadtadel ihren Platz erhalten. Es ist nicht zufällig unvollendet geblieben. ²¹ XI 24.

so kehrt es gewiß wenig verändert wieder: ein «ewig» Junges. *Die Zeit hat teil an der Kontinuität der «Ewigkeit»* — was ist sie «anders als die ewige Sonne Gottes, die ihre Strahlen sendet über alle Welten ihres Herrn»? ²²

Das mit dieser seiner Welt und Zeit einige, immer neu sich einigende Ich des Dichters objektiviert sich in Gestalten wie dem Pfarrer in «Anne Bäbi», der von sich sagen kann: «... gegangen bin ich, wie auch die Sterne Gottes gehen, und ich fühle es, ich stehe näher dem Tore, hinter dem die Herrlichkeit ist, aber ich bin gegangen auf meine Weise und werde den Lauf behalten...» ²³ Doch das Ich Gotthelfs kann hier ruhig zurücktreten und *hinter seiner Welt verschwinden*; was es zu sagen hätte, hat in dieser Welt Gestalt gewonnen. In Aennelis Gemüt bricht das Geheimnis auf, hier liegt es unmittelbar zutage, was Welt und Dichter im Innersten zusammenhält: «Aenneli... sah, so weit das Auge reichte, den Himmel rundum sich senken den Spitzen der Berge zu, sah, wie da eins ward der Himmel und die Erde, und von dieser Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht...» ²⁴

Wir können freilich keinen Augenblick davon absehen, daß es *Gott* ist, der diese Welt schwebend in der ihr eigenen heilig schönen Ordnung hält. Gott, der sie geschaffen hat, ist auch ihr Friede, an Gottes Gnade und Treue hängt ihr ewiger Bestand. Die Hausgemeinschaft, die ihre Mitte bildet, wird mitkonstituiert durch das tägliche Gebet und durch den sonntäglichen Kirchgang. Das fromme Gemüt, die reine Frauenseele, welche die Hausgemeinschaft von innen her erwärmt und erleuchtet, lebt und steht im demütigen Vertrauen, «das freudig in den Willen des Vaters sich schickt und in kindlichem Vertrauen alles willig nimmt als aus seiner Hand». ²⁵ Der Konflikt, in dessen Ueberwindung der Friede seine Kraft beweist, entbrennt immer in jener Verborgenheit, in der der Gehorsam und die Dankbarkeit gegen Gott die Menschen aneinanderbindet: indem die Gehorsamsbeziehung zu Gott reißt, zerbricht auch das menschliche Treuverhältnis, und alsbald verzerrt und verfinstert sich diese Welt ins Dämonische. ²⁶ Aber eben:

²² XXIV 120.

²³ VI 209 f.

²⁴ VII 89.

²⁵ VI 304 f.

²⁶ Vgl. außer den genannten Werken die 1842 entstandene Novelle «Die Schwarze Spinne».

indem die Bindung zu reißen droht, ist sie *durch die Opfer- und Versöhnungskraft des christlichen Gemüts auch schon wieder neu geknüpft*. Meyeli ist von der Natur des Sonnenstrahls; «wo er nicht durchkann, da umfließt er das eine mit reichem Lichte, und wo er das nicht kann, da zürnt er wieder nicht, sondern beleuchtet freundlich und erquicklich das ihm Entgegenstehende. Das ist die wahre Geistesmacht, welche nichts zwingen will, aber das eine verklärt, das andere durchdringt . . . das ist die wahre Sonnenmacht, warum Christus das Licht der Welt genannt wird». ²⁷ Die «Gnade» ist immer auch als «Natur», die göttliche Bewahrung, Hilfe und Rettung immer auch als Offenbarung der im christlichen Haus, zutiefst im reinen Gemüt einer liebenden Frau und Mutter waltenden Gotteskräfte verstanden.

3.

In der dritten Periode von Gotthelfs Schaffen — sie hebt an mit dem «*Geltstag*» (1845), «*Jakobs Wanderungen*» und «*Käthi die Großmutter*» (1846), lenkt mit «*Uli der Pächter*» (1847) und der «*Käserei in der Vehfreude*» (1849) zur zweiten zurück, erreicht in «*Zeitgeist und Bernergeist*» (1850/51) ihren Höhepunkt und klingt aus in dem ein Jahr vor Gotthelfs Tode vollendeten Werk «*Erlebnisse eines Schuldenbauern*» (1852/1853). Wir haben zunächst Mühe, uns hier zurechtzufinden. Es könnte uns gehen wie jenem Gotthelf-Leser in Deutschland, der in seinem Exemplar der Kampfschrift «Doktor Dorbach, der Wühler» treuherzig vermerkt: «Aber nicht vom Verfasser des ‚Uli!« ²⁸, oder wie der deutschen Kritik, die sich von ihrem gehätschelten Liebling schmäählich betrogen sieht und dem vom «Fieber der Zeit», von religiösem «Fanatismus» Besessenen mit zornigen Worten den Abschied gibt. Indem er «aus der Naivität heraustritt und die Welt bekehren will» ²⁹, wird er ihr unerträglich.

Was ist denn vorgefallen? Gotthelf selber weiß von nichts! Er ist doch einfach auf dem Wege weitergegangen, den er von Anfang an eingeschlagen hatte! ³⁰ Wer ihn jetzt entrüstet das

²⁷ VI 312. ²⁸ G. Muret, Jer. Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland, München 1912, S. 90. ²⁹ Ebd. 67 f.

³⁰ Vgl. das der 2. Aufl. der «Armennot» beigelegte «letzte Wort» XV 247 ff. und das Vorwort zu «Zeitgeist und Bernergeist» XIII 8 f.

weitere Geleite versagt, war sich wohl nie recht klar geworden, woher der Dichter kam und wohin er eigentlich wollte. Die zweite Periode konnte nie als etwas anderes gemeint sein denn als kurze Wegstrecke. Der ihr eigentümliche Glanz mußte vergehen. Er war wohl schon immer nur als Widerschein verstanden, der, aufleuchtend und wieder verschwindend, an das wahre und bleibende Licht erinnert. Jene reine Gegenwart gibt es nur als kurzen Augenblick, schon ist sie Vergangenheit geworden; so wird es mit jeder Zukunft sein, die der Dichtergeist zur Gegenwart verdichtet. Die Indifferenz der zeitgeschichtlichen Umwälzung gegenüber konnte für einen Gotthelf immer nur eine Ruhepause bedeuten, ein kurzes Aufatmen, die kindlich weise und fromme Gebärde dessen, der das alles einmal auch beiseite schieben, belachen und sorglos von sich schütteln kann. Gotthelf ist nicht der Mann, sich auf diese Kindlichkeit und Naivität zu versteifen. Zur gegebenen Zeit *stellt er sich ohne Zögern dem Ruf der Stunde*. «... wenn der Feind an den Mauern klettert, begießt man nicht Nägeli, pflanzt man nicht Kabis»³¹, da schreibt man auch nicht breit-angelegte Romane, in denen der zeitlose Reigen des Lebens friedlich weiterkreist.

Der idealistische Zeitgeist, an dem sich der junge Gotthelf begeisterte, ist inzwischen in den «*Materialismus*» umgeschlagen. Der dreißiger Liberalismus, der von Kant, Fichte, Pestalozzi und dem von ihnen her verstandenen Hegel seine Weisungen empfing, muß dem «*Radikalismus*» weichen, der sich, wenn er sich einer ideologischen Rechtfertigung überhaupt bedürftig glaubt, an *Feuerbach* hält. 1846 kommt er in Bern an die Macht, und damit beginnt ein Regiment, in dessen Maßnahmen Gotthelf nichts als Verwirrung und Bosheit, blinde Neuerungssucht und hochmütige Geistes- und Gottesleugnung erkennen kann. Der *Staat* gerät in die Hände der Juristen von der «jungen Schule», die ihn auf nichts anderes mehr zu verpflichten wissen als auf das «*Naturrecht*»³², d. h. auf das Recht

³¹ XIII 8.

³² Gotthelf denkt hiebei zunächst ganz konkret an die von den beiden nassauischen Flüchtlingen Ludwig und Wilhelm Snell an der Universität Bern vertretenen Staats- und Zivilrechtstheorien, in welchen der Radikalismus (dessen Führer Stämpfli L. Snells Schwiegersohn wurde) einen willkommenen Rückhalt fand.

zu tun, was es das Tier in uns gelüftet.³³ Eine christliche Obrigkeit hält, was von unten kommt, in weiser Zucht, die der bloßen «Natur» verschriebene stachelt es mit Absicht auf. Denn wo tierische *Lustinstinkte* das Volk umtreiben, da haben die tierischen *Machtinstinkte* der herrschenden Partei gewonnenes Spiel. Wild und blind gemachte, fiebrig erhitzte Volksmassen lassen sich für alle beliebigen Zwecke widerstandslos mißbrauchen. «Kaum ist eine politische Frage, sogenannte Lebensfrage, welche das ganze Volksleben ergriffen und aufgerüttelt hatte bis auf den Grund, glücklich überwunden . . . , paff, werfen sie eine neue auf, einen neuen Zankapfel ins Volk, das Fieber ist wieder da, es schlöttert alles wieder . . . Wie Rückfälle immer gefährlich sind . . . so wird bei jeder verfluchten Lebensfrage das politische Leben immer verzehrender . . . alle gesunde Kraft immer schwächer und matter, bis endlich der Zustand da ist, den die Banden wollen, das Volk matt zum Tode und willig, alle Ketten zu tragen . . .»³⁴ Die *Schule* wird «auf die Politik gezogen»³⁵, sie ist an manchem Ort «der blinde Esel des Radikalismus», ja bereits «des Kommunismus». Sie «bemächtigt sich des Kindes, sucht es innerlich und äußerlich *vom Hause loszureißen*, sie führt es der Kirche nicht zu, ja zuweilen mit Bewußtsein daran vorbei; und wohin führt sie es? eben nirgends hin!» Wohin sollte sie es schon führen, wenn der Lehrer «dem beweglichen Element sich angeschlossen hat, d. h. dem sogenannten entschiedenen Fortschritte», wenn er ein «Knecht der Unbeständigkeit» geworden ist, «der Veränderungssucht, welche alle Tage andere Methoden, andere Gesetze, andere Verfassungen, andere Glaubensformeln will, immer je nachdem der bekannte Pfahl im Fleisch der einen oder der andern juckt»!³⁶ Der *Kirche* zwingt man in Zeller einen theologischen Lehrer auf, der die angehenden Pfarrer «brichten» soll «auf die rechte Art», daß sie «nicht mehr von Gott und Teufel, von Furcht und Glauben predigen, sondern Moral, schöne Moral, was nützlich und was schädlich, mit was man am weitesten komme in der Welt, was dem Menschen, einem vernünftigen Wesen, am wohlsten an-

³³ Vgl. IX 253, XIII 197 f., 200, 207, 547, 549, 556 f. u. ö.

³⁴ XIII 39. ³⁵ XIII 29.

³⁶ «Ein Wort zur Pestalozzifeier», Hopf, a. a. O., S. 160, 152, 150.

stehe . . .»³⁷ Die Hartnäckigkeit, mit der man streitet, beweist, daß man bei aller triebhaften Willkür «ein festes Ziel im Auge hat, auf das man zurudert, und eben der Ries und der Zeller und die andern kleinen Propheten die Ruder sein sollen, mit welchen man das Ziel erreichen will. Man will *weg mit dem Christentum*, man will abschaffen den christlichen Staat mit allem, was ihm angehört, man will weg mit der Unsterblichkeit, man will fleischlich leben für diese Welt». ³⁸

Gotthelfs Anklagen wollen kein Ende nehmen. Es hält nicht schwer, dem großen Kämpfer und Hasser im einzelnen Uebertreibungen und Verzerrungen nachzuweisen. Man wird aber seinem Kampf in keiner Weise gerecht, wenn man ihn lediglich aus der Verärgerung und Borniertheit versteht, mit der eine alternde, in die Opposition gedrängte Generation das Neue zu verdächtigen und zu verlästern pflegt. Gotthelf hat die Gewohnheit, «innerlich in all seiner Bedeutung nachzuweisen, was äußerlich nur als zufällig erscheint». ³⁹ So wie er die Dynamik menschlicher Entwicklungen kennt, muß er im unmerklichen Gleiten schon den offenkundigen Fall, im kranken Fleck schon den ausbrechenden Aussatz, im glimmenden Funken den allgemeinen Weltbrand wahrnehmen. Er weiß um das Verhängnishafte, um die «tragischen» Verstrickungen und Unabwendbarkeiten, und er weiß in einem ganz besondern Sinn um sie. Er ist zunächst der vates, der hellseherisch Wissende und Kundige, der, wie unter furchtbarem Zwang, auch die unentbehrlichsten Illusionen zerreißen muß. Aber er ist dies daraufhin, daß er zugleich etwas ganz anderes ist. Er spricht, wo, im Zuge seiner Zeitkritik, die letzten und entscheidenden Worte fallen, als *prophetischer Prediger*. Er sieht im Verhängnis die Richterhand Gottes am Werk. Seine «Kassandrarufer» sind zutiefst Bußrufer. Er spricht nicht nur darum eine andere Sprache als in den ersten Werken, weil die Entwicklung nun eine verhängnisvoll andere Wendung genommen hat. Nein, die *Maßstäbe*, an denen er die Entwicklung mißt, sind andere. Die alten sind ihm fragwürdig geworden. Der Erziehungs- und Entwicklungsgedanke in der theologischen

³⁷ XIII 121. Als Lehrer der «Staatsmoral», gleichsam als «innere Polizei» können die Pfarrer, bis der Fortschritt sie völlig überflüssig macht, noch ganz gute Dienste leisten. ³⁸ XIII 569. ³⁹ VI 285.

Verabsolutierung der ersten Periode, die Versöhnung aus der Liebesfülle des christlichen Gemüts, durch die er als klassischer Epiker seine Welt gerechtfertigt sah, sie genügen ihm nicht mehr. Er sucht nach einem neuen Grund und Maß der Wahrheit und Freiheit, und zwar sucht er ihn ernsthafter als je in der Heiligen Schrift. Gewisse Partien der Heiligen Schrift werden ihm nun erst recht hell und lebendig. Nur sehr zögernd stellt er sich in das neue Licht — wir werden auf die Ursachen der Unentschiedenheit zurückkommen müssen. Aber da und dort bricht es durch. Es ist bei Gotthelf, dieser «spezifisch religiösen Natur»⁴⁰, schon früh alles «auf Gott hinausgelaufen».⁴¹ Es war Gottes Vorsehung, die alles erzieherische Handeln und wachstümliche Werden dem unendlichen Ziele zulenkte, Gott war der «Himmel», der sich auf das fromme Gemüt nieder senkte, um allen Zwiespalt zu schlichten. Aber nun erst weiß Gotthelf glaubhaft von dem Gott zu zeugen, der sich, indem er seiner Schöpfung in der königlichen Freiheit des Richters und Erretters gegenübertritt, erst wahrhaft als Gott erweist. Das ist es, was der Zeitkritik der letzten Werke eine Bedeutung gibt, die weit über ihre oft recht fragwürdige Rolle im politisch-ideologischen Tageskampf hinausgeht.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, die Botschaft zu entfalten, die Gotthelfs letztes Vermächtnis an seine Zeit darstellt. Wir müssen uns darauf beschränken, ihren Inhalt in Kernsätzen kurz anzudeuten.

Gotthelf mißt seine Zeit am *ersten Gebot* und erhebt umfassende *Anklage auf Götzendienst*. Gewiß, seine Scheltreden zielen auf die Führer der radikalen Partei, auf die «Neuheiden» unter den Pädagogen und Gelehrten, die er ungescheut mit Namen nennt, auf ihre Opfer und Verführten.⁴² Aber zugleich weist er weit über sie hinaus. Sie sind ja doch nur die Exponenten einer alles ergreifenden Bewegung, in der sich die

⁴⁰ K. Guggisberg, Jer. Gotthelf, Christentum und Leben, Zürich und Leipzig 1939, S. 32. ⁴¹ Vgl. VI 256.

⁴² Neben den Berner Staatsmännern (Neuhaus, Stämpfli, Ochsenbein) und Professoren (Eduard Zeller, 1847-48 Prof. der Theologie, und Sam. Friedr. Ries, seit 1846 Prof. der Philosophie) haben vor allem der Zürcher Bürgermeister Alfred Escher und der Direktor des Lehrerseminars in Küsnacht Thomas Scherr, ein Württemberger, Gotthelfs Zorn auf sich gezogen.

Hybris von Gen. 3 zu einem neuen, letzten Gotteshaß zusammenballt. Es geht nicht um konservativ oder radikal, nicht einmal um die Treue oder Untreue einer ehrwürdigen Tradition gegenüber. Es geht darum, ob wir «Gott über das Geld setzen und Christus über das Fleisch»⁴³ oder ob wir der großen «Abgötterei verfallen, nach welcher die Welt Gott ist, nach welcher alles Sichtbare Gott ist, aber außer der Welt kein Gott ist».⁴⁴ «Schwarmgeister brachen aus der Tiefe, entfesselten die bösen Geister in des Menschen Brust ... der Sinn, der Gott und den Nächsten haßt und das Eigene sucht, setzt sich wieder fest auf seinem alten Thron; von dieses Thrones Stufen gehen aus durch das Volk die Lügenpropheten, von denen Micha sagt: ‚Sie verführen das Volk, beißen mit den Zähnen, predigen Frieden und rufen den Krieg aus gegen den, der ihnen nichts gibt‘, Propheten, welche die Freiheit des Fleisches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidentum, welches zu sich in den Kot die Götter zieht, welche verhöhnen der Christen Gott, der zu sich hinauf nach dem Himmel die Menschen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Tieres zu allem, was ihm vor Schnauze und Schnabel kömmt, und diese tierischen Rechte Menschenrechte nennen.»⁴⁵

Gotthelf sieht die Entwicklung des 19. Jahrhunderts beherrscht von der Logik des göttlichen *Gerichts*. Selbstvergötterung führt im Sinn von *Röm. 1* zur Vergötterung der Kreatur, und dem von seinen Götzen betrogenen Menschen bleibt nichts als der tierische Zug zum Sinnlichen und die dämonische Lust am Zerstören und Verkehren. Wo der Idealismus sich nicht zu Christus hinwendet, muß er zum Materialismus werden, der sich seinerseits im Nihilismus ad absurdum führen muß. Wo der Mensch, pochend auf seine Humanität, nichts sein will als Mensch, da sinkt er zum Tier herab, und, außerstande, die gottbestimmte Menschlichkeit im Tiertum zu ertränken, kann er sie nur schänden, mit Füßen treten, verkehren und verwüsten. Es ist schon immer vorgekommen, daß der alte Mensch, «der Gott und den Nächsten hasset, untüchtig ist zu allem Guten und geneigt zu allem Bösen», jede Hülle abgeworfen, alle Rücksichten überwunden hat; aber «diese Art und Weise zur Religion machen, dadurch zum Dasein sie berech-

⁴³ XIII 575.⁴⁴ XIII 579.⁴⁵ XV 251.

tigen, legitim machen, das war doch der Neuzeit vorbehalten; in der Fleischreligion, im Naturdienst der jungen Judenschule, die bald von alten und jungen Sündern und abgefallenen Christen voll ward, trat sie zutage und machte sich im Staat als Radikalismus geltend. Sie war es, welche das Christentum eine Sünde gegen die Natur, Unsittlichkeit nannte, das Leben nach seiner Natur die wahre Moral und Religion. Sie war es, welche durch diese Lehre die Liebe zerstörte, die Selbstsucht auf den Thron setzte, die Familie unmöglich machte . . .»⁴⁶ Der Staat, den sie beherrscht, «stellt die Person gewordene, konzentrierte Selbstsucht dar, in allen seinen Kindern erzeugt er diese Selbstsucht wieder, und diese selbstsüchtigen Kinder werden sich bald erheben gegen diesen trostleeren Erzeuger und sich untereinander fressen». ⁴⁷ Die Fleischreligion, in welche die idealistische Selbstvergötterung umschlägt, gibt, in Vollstreckung göttlicher Gerichtsordnungen, ihre Gläubigen jenen Mächten preis, «unter denen nie Friede wird, sondern ein immer graulicher werdender Streit, der, nicht gehemmt, zum Verderben führen muß». ⁴⁸

Gotthelf *erwartet die Hilfe vom lebendigen Gott und Herrn aus der Höhe*, dessen *Verheißungen* nicht fallen können. «Der, der mit dem Hauche seines Mundes den Himmel fegt, der kann auch schwinden lassen mit einem Wink die trüben Dünste, welche über der Menschen Seelen sich lagerten, dem Licht von oben den Zugang wehrten, finster es wieder machen wollten zwischen Gott und Menschen. Woran keine menschliche Macht das Geringste vermag, kein menschlich Auge eine Rettung sieht, da ist Gott mit seinem Walten, schafft das Unmögliche, gebietet das Unerwartete, wie ein altes Sprichwort sagt: wo die Not am größten, ist auch Gott am nächsten, und hat man ja auch die Verheißung, daß eher Himmel und Erde vergehen sollten, ehe ein Düpflein an seinem Worte . . . Sein Geist ist ein ewiger Geist, den könnte der Menschen Gutdünken, der, zum Zeitgeiste geballt, durch die Völker streicht, so wenig überwältigen, als die flüchtigen Nebel, welche durch die Täler streifen, die Berge dort hinten in die Abgründe zu stürzen vermögen.» ⁴⁹ Wann die Hilfe kommt, ist ungewiß, «vom Tag und

⁴⁶ XIII 361 f. Vgl. IX 286, X 48, 187, VI 396 ff., XI 10 f.

⁴⁷ XIII 130. ⁴⁸ IX 117. ⁴⁹ XIII 208 f.

der Stunde weiß niemand als der Vater, der im Himmel ist. Mich dünkt, ich wittere Morgenluft, aber ich kann mich täuschen, es kann noch zehnmal ärger kommen ... und doch bleibt mein Glaube fest ... daß er seine und meine Feinde in den Grund treten werde ... und wenn ich mit Händen und Füßen gebunden wäre, es ist Gott, der alles macht». ⁵⁰ «Christus wird noch manche Regierung überdauern, und noch mancher Professor, der weiser sein will als Christus, wird zum Narren werden, ehe die Welt vergeht, und vergeht endlich die Welt, so bleibt doch Christus.» ⁵¹

Gotthelf ruft, unter wiederholter Berufung auf *Eph. 6*, zum *Kampf* auf gegen die neuen Gestalten, in denen der alte Drache dem Abgrund entstiegen ist. Es gilt, einen zugleich stillen und lauten, versöhnlichen und unerbittlichen, ernsten und fröhlichen Widerstand zu leisten. «... die Stunde ist da, wo jeder Christ den Schlotter sich vom Leibe schütteln muß, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen darf. Die Kinder der Welt fahren mit Fahnen in der Welt herum wie Herolde der Torheit zur Fastnachtszeit; die Kinder Gottes aber sollen ergreifen die Kriegsrüstung Gottes ...» ⁵² «Nicht fürchten die Menschen ... sich nicht beugen vor denen, die Staub, morgen verwelkt sind wie Gras, nicht hassen die Menschen, die nicht wissen, was sie tun, blind der Bewegung folgen wie das Blatt dem Winde, nicht wieder fluchen, wenn einem geflucht wird, nicht verzagen, wenn man verkannt wird, sondern getrost sein, wenn man weiß, daß der einen kennt, der Herz und Nieren prüft als mit einer Kerze, nicht verzweifeln, wenn die Hölle die Macht errungen, kein Ausweg mehr gesehen wird, nie kleinmütig sein, sondern ruhig, mutig sein, den Herrn bekennen und des Herrn harren, der nicht verwelkt wie Gras, sondern der gleiche bleibt ohne Schatten der Umkehr in alle Ewigkeit.» ⁵³ Ob der Kampf «etwas nütze, oder ob man einstweilen gesteinigt werde, darf man gar nicht fragen. Wo wären wir, wenn jeder so gefragt hätte? Der offene Kampf ist ausgebrochen, liegt für alle, welche sich nicht verblenden, offen da. Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehen und streiten je nach seiner Kraft und Berufung. Mög-

⁵⁰ XIII 131.⁵¹ XIII 570.⁵² XV 253.⁵³ XIII 209.

lich, daß einer in des Kampfes Weise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen. Ich habe . . . schon früher gesagt, daß ich Blut und Graus erwarte, eine Bluttaufe . . . Ich denke, sie kommt auch noch über uns, wir sind noch lange nicht am Ende der Dinge. Ich weiß, daß ich von der entgegengesetzten Partie gehaßt, verfolgt werde, aber das soll und will ich nicht meiden. Es ist mir ein Zeugnis, daß ich recht kämpfe, wenigstens der Sache nach». ⁵⁴

4.

Wir sind hier an einem Zielpunkt von Gotthelfs Wirken angelangt. Dennoch können wir hier nicht haltmachen und unsern Gang beschließen. Nicht daß Gotthelf über dieses Ziel hinausgeschritten wäre! Nein, aber er hat sich immer wieder umgewendet, um *auf frühere Möglichkeiten zurückzugreifen*. Es sind offenbar letzte und endgültige Worte, die wir eben vernommen haben. Aber eben unter dem Eindruck solcher Worte fällt es einem immer wieder auf, daß sie sich nicht so durchzusetzen vermögen, wie es ihrem inneren Gewicht entspräche. Statt jene früheren Worte an sich zu ziehen, mit ihrem Geist zu erfüllen, in ihrem Sinne umzuwandeln, begeben sie sich umgekehrt immer wieder in deren Schutz und Abhängigkeit. Sie sind offenbar doch nicht stark genug, um auf sich selber zu stehen, um der Anlehnung an den Erziehungs- und Entwicklungsgedanken und an die Theologie des frommen Gemüts entraten zu können.

Gotthelf schränkt die Anklage auf Abgötterei nun doch immer wieder auf bestimmte Kreise ein, auf die vom französischen und jungdeutschen Unglauben Infizierten, und demgemäß behandelt er die geistige Krise seines Volkes nicht selten so, als müßte dieses nur die ausländischen Elemente ausscheiden, um wieder das alte, christliche Schweizervolk zu sein. Es muß dem chaotischen Zeitgeist gegenüber der alte, gute Bernergeist sich nur auf sein Wesen und seine Kraft besinnen, so fällt jener in sich zusammen wie eine platzende Schweinsblase. «. . . das alte, gesunde Bernerfleisch ist weder gründlich ausgeschnitten, noch gründlich gefault, das wächst mächtig wieder nach und stößt allgemach das fremde Faul-

⁵⁴ Brief an Burkhalter vom 13. Februar 1849.

fleisch aus und ab . . . »⁵⁵ — Im selben Zuge kann Gotthelf für das sich vollziehende göttliche Gericht den eschatologischen Blickpunkt so weit verlieren, daß es wenig mehr als eine vorübergehende Erziehungsmaßnahme Gottes bedeutet. Der Glaube, «der die Richtung nach oben hält», ist «eine Kraft», «welche . . . erweckt werden muß; wird sie nun aber nicht erweckt, sondern mit Füßen getreten, so bleibt sie erstarrt . . . und bessern thut es nicht, bis Gott mal selbst Schule hält und mit der Ruthe wieder den Glauben weckt».⁵⁶ — So erwartet Gotthelf die Hilfe in ihrer Wahrheit und Macht doch nicht von Gott allein, sondern von der unverwüstlichen Christlichkeit des Bernervolkes, von den Heil- und Lebenskräften, die im christlichen Gemüt unversieglich weitersprudeln. «Wenn die Menschen so recht trostlos geworden . . . da werden sie wiederum gedenken an die höhern Kräfte im Menschen . . . Das sind die Kräfte, welche im Gemüte liegen, welche, wenn sie ins Leben hinaustreten, die Welt überwinden, die man Liebe, Treue, Begeisterung, Glauben, Ahnung nennt, die nach oben trachten und ringen nach der Gemeinschaft mit Gott.»⁵⁷ — So gründet er endlich seinen Kampf nicht eindeutig auf Gottes Verheißung und Gebot, vor dem alles Fragen und Zweifeln zur Ruhe kommt, so daß Uebermut und Verzweiflung gleich wenig die Sachlichkeit des Einsatzes trüben können. Er setzt nun doch da und dort Gewalt gegen Gewalt, Ruhm gegen Ruhm, Haß gegen Haß. Er pocht auf die alte Bernerkraft, um dann notwendigerweise an derselben Bernerkraft wiederum zu verzagen. Er ist dem «Geist seiner Zeit» doch zu gleichartig, dieser Geist ist dem seinen zu vertraulich und bedrohlich nahe, der Kämpfer hat sich zu tief mit seinem Feinde eingelassen, zu völlig auf ihn eingestellt, als daß er ihn nicht immer wieder im geheimen fürchten und dann doch wieder allzu selbstsicher herausfordern müßte.

Doch Gotthelf mag auf die früheren Sinngebungen so ausgiebig zurückkommen, wie er will, er wird ihrer nicht wieder in gleicher Weise froh und gewiß. Er hat sie nun eben nur noch als etwas Entschwindendes. Er muß sie mühsam fest-

⁵⁵ XIII 406.

⁵⁶ Brief an Burkhalter vom 24. Dezember 1846.

⁵⁷ XIII 140.

halten. Ihr Friede, der doch Gegenwart und Zukunft erhellen sollte, droht fortwährend in die Vergangenheit zu entfliehen. Das ist das Kennzeichen der letzten Periode: *Gotthelf schaut mit wachsender Sehnsucht auf Vergehendes, auf schon Vergangenes zurück.* Das Althergebrachte scheint irgendwie durch sein bloßes Alter geheiligt. Wurde früher das «heute» gegen das «damals» ausgespielt, so überschattet jetzt umgekehrt das «damals» das «heute». Besaß früher die Zukunft als solche den Charakter einer Heilszeit, so jetzt gelegentlich die Vergangenheit als solche. Alte Gebräuche und Trachten, gewisse kirchliche und soziale Ordnungen der «guten, alten Zeit», die in den Erstlingswerken so schlecht weggekommen ist, ihr Finanzgebaren, ihr Gerichtswesen, ihre Vergnügungen: all das erscheint nun wie um seines Alters willen als das Bessere, Solidere, Gesundere. Ja auch auf die früher karierte und belachte Stadtaristokratie fällt nun ein Schimmer von Würdigkeit und Größe.⁵⁸ Wir meinen bei Gotthelf nun doch da und dort die Stimme des Enttäuschten und widerwillig Resignierenden zu vernehmen, die Stimme einer Generation, über die die Zeit rücksichtslos hinweggeschritten ist und die sich nun in fruchtloser Negation und Abwendung zu rächen sucht.

Gotthelf läßt uns in einer tiefen *Zwiespältigkeit* zurück. Den Frieden, den die «Gnade» verheißt, zeigt er uns nicht so, daß wir an ihm nun wirklich unser Genüge haben dürften. Wiederum will es ihm aber auf die Dauer auch nicht gelingen, die Möglichkeiten, die in unserer «Natur» beschlossen sind, so zu realisieren, daß wir auch nur notdürftig auf sie bauen und hoffen könnten. Er gibt sie uns schließlich statt als offene, lockende Zukunft, statt als erfüllte und erfüllende Gegenwart in der Form der Vergangenheit: als ein Abgeschlossenes, ängstlich zu Bewahrendes, als ein aus dem gelebten Leben Entweichendes, schon Entwichenes. Wir haben vielleicht heute für die Untertöne lauernder Hoffnungslosigkeit ein besonders feines Ohr. Die flackernde Mühseligkeit, mit der sich in Gotthelfs letztem Roman, dem «Schuldenbauern», der Glaube der Verzweiflung erwehrt, erschüttert uns heute mehr denn je.

⁵⁸ So in der Novelle «Der Oberamtmann und der Amtsrichter» (1851) und in den Schlußkapiteln des «Schuldenbauern».

Gotthelfs Hoffnung ist ja nun gerade nicht auf das Perfektum der Erlösung gestimmt, wie es jenes Pauluswort bezeugt, das man ihm auf den Grabstein gesetzt hat: «Der Tod ist verschlungen von dem Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?» Gotthelf wagt es kaum, solche Worte sich anzueignen; wenn er sie überhaupt gebraucht, so umgibt er sie mit Vorbehalten, an denen ihr Licht matt, ihr Trost kraftlos wird. Er sieht sich gerne auf der Linie jener alttestamentlichen Frage: «Wächter, was sagst du von der Nacht?», der die Antwort wird: «Es wird zwar der Morgen kommen, aber es wird doch Nacht bleiben.» Und wir denken an jenen andern mitternächtlichen Rufer, der einen ähnlich hoffnungslosen Kampf kämpfte, an Gotthelfs Zeitgenossen *Kierkegaard*. Die *getroste* Verzweiflung Luthers ist ihnen nicht gegeben; zu sehr sind sie beide, jeder auf seine Weise, Zeichen und Ausdruck ihrer Zeit.

Aber nun dürfen wir freilich nicht schließen, ohne auch das andere zu sagen. Die Zwiespältigkeit, in der uns Gotthelf zurückläßt, ist eine *echte*, darum echt, weil *nicht ohne Zeugnis für ihre echte Ueberwindung*. Mitten aus dem Versuch heraus, die Möglichkeiten seiner Welt und Zeit bis zu ihren äußersten Konsequenzen zu durchmessen, wird Gotthelf nicht anders als Kierkegaard vor jenen «Abgrund» geführt, an dem man nicht stehen kann, ohne, deutlicher oder weniger deutlich, der Hand ansichtig zu werden, die allein über ihn hinwegträgt. Zeichen und Ausdruck ihrer Zeit, sind sie zugleich auch ein Zeichen *für* ihre Zeit. Und für die unsrige. Das Wort, das an zweiter Stelle auf Gotthelfs Grabstein steht, hat zeichenhaft eine echte Erfüllung gefunden: «Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist, und ein wahrhaftiger Mund besteht ewig.»

Jeremias Gotthelfs Christentum in der neueren Forschung.

Unter der neueren Gotthelfforschung verstehen wir primär drei Gesamtdarstellungen, die, in rascher Folge erschienen, die ganze Arbeit mit einem Ruck auf eine neue Stufe gehoben haben. Es handelt sich um *Walter Muschgs* «Gotthelf, Die Ge-